

[In: Fynn Ole Engler / Mathias Iven (eds): *Moritz Schlick. Leben, Werk und Wirkung. Schlickiana, Band 1* (Berlin: Parerga, 2008), 247-276].

Ich sehe was, was Du nicht siehst

Moritz Schlick, die Erkenntnis und ihr Fundament

Olaf L. Müller (Humboldt-Universität zu Berlin, [Www.GehirnImTank.De](http://www.GehirnImTank.De))

GLIEDERUNG. I. Einleitung — II. Wozu ein Fundament? — III. Empirismus ohne Reduktionismus — IV. Wo Sinnfeststellung und Verifikation zusammenfallen — V. Auf Abwegen in die Privatsprache — VI. Konstatierungen ohne Neuigkeitswert? — VII. Freude bei der Verifikation implizierter Konstatierungen — VIII. Ohne Wohlwollen keine Kommunikation — IX. Allein gegen alle? — X. Inhaltlicher Streit über Eisen und Junggesellen — XI. Kirchtürme zählen — XII. Gesichtsfelder — XIII. Niemals können zwei Betrachter zur gleichen Zeit am selben Ort sein — XIV. Gesichtsfelder als Teil der Außenwelt — XV. Drogen — XVI. Phänomenalistischer Ausblick — Abbildung: Die Kathedrale von Amalfi — Anmerkungen — Literatur

ZUSAMMENFASSUNG. Moritz Schlicks Plädoyer für ein empirisches Fundament unserer Erkenntnis enthält weder reduktionistische noch phänomenalistische Extrempositionen. Seine Beispiele für Fundamentalsätze haben allesamt die Form: *Hier jetzt so und so*; aber nicht alle diese Sätze sind Fundamentalsätze. Was muss man für die letzten drei Wörter dieses Schemas einsetzen, um wirklich beim Fundament anzukommen? Ich schlage vor, die Frage durch Rückgriff auf das interpretationstheoretische Prinzip des Wohlwollens zu beantworten. Demzufolge sind diejenigen Sätze (der Form *Hier jetzt so und so*) Fundamentalsätze, über die kein inhaltlicher Streit aufkommen kann; wer bei solchen Sätzen – unter denselben Umständen – zu einem anderen Urteil kommt als wir, der bezeugt dadurch keine Meinungsverschiedenheit in der Sache, sondern nur einen anderen Gebrauch sprachlicher Ausdrücke. Bei welchen Ausdrücken funktioniert dieses Kriterium besonders gut? Einerseits bei Ausdrücken, die mit Gesichtsfeldern zu tun haben; noch besser bei Ausdrücken aus dem eindeutig phänomenalistischen Bereich unserer Sprache.

ANMERKUNG. Dieser elektronische Text wird hier nicht in der Form wiedergeben, in der er auf Papier erschienen ist. Obwohl er sich in Layout und Rechtschreibung von der Druckfassung unterscheidet, hat sich am Gedankengang des Aufsatzes nichts geändert.

Ich sehe was, was Du nicht siehst
Moritz Schlick, die Erkenntnis und ihr Fundament

I. Einleitung

In einer Reihe faszinierender Schriften plädiert Moritz Schlick für ein empirisches Fundament unserer Welterkenntnis. Man muss weder Reduktionist noch Phänomenalist sein, um Schlicks Überlegungen beipflichten zu können: Weder legt sich Schlick darauf fest, dass sich jedes respektable Element unserer Naturwissenschaft hundertprozentig auf Beobachtungsergebnisse reduzieren lassen müsse – noch darauf, dass das Fundament der Naturwissenschaft in der ich-bezogenen Sprache der Phänomenalisten zu fassen sei, durch Sätze wie "Ich habe visuelle tigerartige Erlebnisse" oder "In meinem Erfahrungsfeld tummeln sich jetzt Tigerphänomene".

Ich möchte Schlicks Position verteidigen, verstärken und weiterführen. Ich werde Schlick und seinen Anhängern empfehlen, sich dem Reduktionismus noch energischer zu entziehen, als Schlick für nötig hält. Dem Phänomenalismus dagegen können wir uns meiner Ansicht nach ruhigen Gewissens hingeben; Schlicks Überlegungen laden dazu ein (wenn auch nicht explizit).

Sowohl bei der Schlick-Exegese als auch bei meinen eigenen systematischen Erörterungen wird uns folgende Leitfrage immer wieder begegnen: Gibt es einen scharfen oder nur einen graduellen Unterschied zwischen dem Fundament und den höheren Etagen des Erkenntnisgebäudes? Die graduelle Lesart passt zwar gut zu Schlicks Beispielen, die sich in den Grauzonen zwischen äußerer Welt und inneren Phänomenen bewegen. Aber offiziell malt Schlick sein erkenntnistheoretisches Gesamtbild nicht in vielerlei Graustufen, sondern schwarz/weiß. Ich vermute, dass man das Fundament nur dann scharf von den höheren Etagen des Erkenntnisgebäudes abgrenzen kann, wenn man sich am Fundament beherzt auf die Sprache der Phänomenalisten einlässt.

Um diese unpopuläre Vermutung attraktiver wirken zu lassen, will ich die Spannungen zwischen Schlicks grau in grau abgestuften Beispielen und seinem scharfen Gesamtbild dadurch verringern, dass ich Schlicks Beispielsammlung bis an ihr extremes Ende ausweite. Auf diesem Weg kommen Sätze von immer stärkerer Fundamentalität in den Blick und am Ende vielleicht sogar Sätze von stärkstmöglicher Fundamentalität – das wären Sätze, zu denen es keine fundamentaleren Sätze gibt; das dunkelste Grau ist ein reines Schwarz.¹ Wie gesagt, vermute ich, dass man die fundamentalsten Sätze vielleicht doch im verpönten Vokabular der Phänomenalisten formulieren muss. Schlick hält sich in dieser Hinsicht mit seinen eigenen Beispielen zu sehr zurück. Doch bilden sie den Anfang einer Reihe, die man zwanglos und mit guten Gründen in phänomenalistische Gefilde fortsetzen kann. Kurzum, ich werde im Gefolge Schlicks für einen phänomenalistischen Fundamentalismus plädieren, der ohne Reduktionismus auskommt.

II. Wozu ein Fundament?

Wer unsere naturwissenschaftliche und alltägliche Welterkenntnis auf einem Fundament errichtet wissen will, stützt sich auf eine eingängige Metapher aus dem Bauwesen, die sich nicht leicht erklären lässt. Vielleicht hilft es, negativ vorzugehen und als erstes zu fragen: Was soll die Metapher vom Fundament ausschließen?

Luftschlösser soll sie ausschließen, das sind Bauten, denen jeder Bezug zum Boden der Tatsachen fehlt, deren Steine aber in den schönsten architektonischen Verhältnissen zusammengestellt sein können. Gemeint sind damit Überzeugungssysteme, deren Einzelüberzeugungen gut zueinander passen mögen, ohne dass man bei ihrer Zusammenstellung auf etwas anderes achten müsste als auf die innere Kohärenz dieser einzelnen Überzeugungen.² Wer also die Kohärenztheorie der Erkenntnis verwirft und keine Luftschlösser haben will, muss innerhalb unserer Überzeugungssysteme einen Bereich vorweisen, der fest steht – einen Bereich, der den Rest absichert und vom Wegfliegen abhält. Das alles ist die Aufgabe des Fundaments unserer Erkenntnis. Also, weniger metaphorisch:

Die Überzeugungen, die am Fundament der Erkenntnis liegen, dürfen sich erstens nicht nach Belieben wählen lassen, sie müssen äußeren Beschränkungen unterworfen sein (sonst könnte der gesamte Bau doch wieder wegfliegen wie ein Luftschloss). Zweitens soll am Fundament der Erkenntnis eindeutig für den Weltbezug unserer Überzeugungen gesorgt sein (sie sollen von Sachen handeln, die es gibt, und zwar wahrerweise). Drittens schließlich soll den Überzeugungen am Fundament unserer Erkenntnis eine gewisse Sicherheit zukommen (sie sollen den Bau der Erkenntnis tragen und vorm Einsturz bewahren).

Bevor wir weitergehen, möchte ich auf eine Gefahr für Fundamentalisten aufmerksam machen, der ich durch meine Formulierungen zu entgehen suche. Es ist gefährlich, so zu reden, als liefere das Fundament der Erkenntnis einerseits *Gründe* oder *Rechtfertigungen* für unseren Erkenntnisbau, ohne andererseits dem Wesen nach so gebaut zu sein wie Überzeugungen (ohne also wahrheitswertfähig oder propositional oder doxastisch oder begrifflich strukturiert zu sein). In der Tat, die Kritiker dieser Sichtweise streuen Salz in eine Wunde, wenn sie fragen: Wie kann etwas einen Grund für eine Überzeugung liefern, ohne selber ein Kandidat für Wahrheit oder Falschheit zu sein?³ – In meinen Formulierungen rede ich nicht vom Fundament selbst; ich rede holophrastisch von "Überzeugungen am Fundament" oder von "fundamentalen Überzeugungen" und vermeide so den peinlichen Rückgriff auf etwas propositional Unstrukturiertes, das angeblich noch darunter liegt.

III. Empirismus ohne Reduktionismus

Wovon handeln die Überzeugungen am Fundament der Erkenntnis? Empiristen wie Moritz Schlick werden antworten: Sie handeln von unseren Beobachtungen, Sinneswahrnehmungen, Versuchsergebnissen – vom Empirischen eben. Oder etwas weniger vage: Sie handeln von dem, was wir beobachten, wahrnehmen und in Experimenten ermitteln. Manche Überzeugungen legen wir uns zu, weil wir sehen, hören, tasten, riechen und schmecken, dass die Sachen sich so verhalten, wie die fraglichen Überzeugungen behaupten. Nun sind Überzeugungen und Überzeugungssysteme nicht leicht zu fassen. Da ist es vielleicht besser, den

Verweis auf Überzeugungen und Überzeugungssysteme auszutauschen durch den Verweis auf diejenigen Sätze und Satzsysteme, mit deren Hilfe wir die fraglichen Überzeugungen und Überzeugungssysteme aussprechen. Nach dieser Hinwendung zur Sprache klingt unser bisheriges Ergebnis so: Manchen Sätzen stimmen wir zu, weil wir sehen, hören, tasten, riechen und schmecken, dass die Sachen sich so verhalten, wie die fraglichen Sätze sagen.

Ich habe vorhin mit Absicht von *manchen* Überzeugungen gesprochen und eben mit Absicht von *manchen* Sätzen. In der Tat: Wer an ein Fundament der Erkenntnis glaubt, muss nicht sagen, dass alle unsere Erkenntnisse direkt auf dem Fundament stünden – sonst gäbe es (laut Fundamentalismus) nur flache und langweilige Gebäude. Reduktionisten verlangen das zwar; ihrer extremen Ansicht nach soll zumindest im Prinzip jeder Satz aus unserem Überzeugungssystem in einen Satz *übersetzt* werden können, der direkt auf dem Fundament steht. Das ist *eine* Form von Fundamentalismus, aber sicher nicht die plausibelste. Schlick ist Fundamentalist – Reduktionist ist er nicht. Doch anders als später Quine spricht er sich nicht mit lautem Tamtam gegen den Reduktionismus aus.⁴ Eher lakonisch beschreibt er die antireduktionistische (holistische) Überprüfung unserer Satzsysteme, fast so, als verstünde es sich von selbst, dass man den Reduktionismus nicht ernst nehmen muss.⁵

Kurz und gut, nur *einige* unserer Sätze ruhen unmittelbar auf dem empirischen Fundament unserer Erkenntnis, oder in Schlicks Terminologie: Nur einige Sätze gelten als Fundamentalsätze, als Konstatierungen. Soweit ich sehe, benutzt Schlick beide Ausdrücke ohne Bedeutungsunterschied. Fundamentalsätze und Konstatierungen sind diejenigen Sätze, deren Wahrheit sich ohne Vermittlung anderer Sätze erkennen lässt, ohne Rückgriff auf Hypothesen.⁶ Was Fundamentalsätze und Konstatierungen im einzelnen auszeichnet, werden wir im folgenden zu überlegen haben.

Drei Fragen drängen sich auf. Erstens: Woran lässt sich ermessen, ob irgendein Satz eine Konstatierung im Sinne Schlicks ist? Zweitens: Woher rührt die hundertprozentige Sicherheit, die den Konstatierungen laut Schlick zukommt? Drittens: Wovon handeln Konstatierungen? Bei Schlick hängen die Antworten auf

die ersten beiden Fragen eng zusammen, wie wir gleich sehen werden. (Eine eindeutige Antwort auf die dritte Frage bleibt uns Schlick dagegen schuldig. Insbesondere legt er sich nicht darauf fest, ob die Konstatierungen nun von inneren Phänomenen handeln oder von Dingen der Außenwelt. Ich werde die Außenwelt-Lesart bis an die Grenze treiben und diese Grenze erst im phänomenalistischen Ausblick meiner Überlegungen zu überwinden trachten).

IV. Wo Sinnfeststellung und Verifikation zusammenfallen

Schlick hat eine faszinierende Antwort auf die Frage, woran sich ermessen lässt, ob ein Satz eine Konstatierung ist: Wer eine Konstatierung äußert, der stellt erst im Moment ihrer Äußerung den Sinn aller Ausdrücke aus der Konstatierung fest. Die Feststellung des vollständigen Sinns der Konstatierung ist identisch mit der Feststellung ihres Wahrheitswertes; also mit deren Verifikation oder Falsifikation.⁷

Wie diese kühne Idee genau funktionieren soll, lässt sich am besten anhand von Schlicks Beispielen erfassen. Sie haben bevorzugt die Form: Hier jetzt so und so. Betrachten wir drei seiner Beispiele:

- (1) Hier fallen jetzt zwei schwarze Punkte zusammen.⁸
- (2) Hier grenzt jetzt gelb an blau.⁹
- (3) Im Gesichtsfeld sind da jetzt zwei gelbe Linien.¹⁰

In allen diesen Fällen gilt zweierlei. Erstens ergibt sich der vollständige Sinn des jeweiligen Satzes erst im Moment seiner Äußerung. Erst dann wird klar, worauf sich die – indexikalischen – Ausdrücke "hier", "da" und "jetzt" beziehen. Insbesondere muss den *räumlichen* Ausdrücken "hier" und "da" ein eindeutiger Sinn verliehen werden – und das gelingt nur mithilfe einer hinweisenden Geste.¹¹

(Übrigens ist keine solche Geste nötig, um den Sinn des *zeitlichen* Ausdrucks "jetzt" zu fixieren; der vollständige Sinn dieses Ausdrucks ergibt sich beim Sprechen von alleine. Und derjenige Augenblick, den der Ausdruck bezeichnet, liegt automatisch im Moment seiner Äußerung vor – aber *nur* im Moment seiner Äußerung. Daher steht uns der Sinn einer Konstatierung nur für einen kurzen

Moment vollständig vor Augen – die Konstatierung hat in Schlicks Redeweise "keine Dauer", siehe Schlick [üFE]:304).

Zweitens lenkt die gleichsam sinnstiftende hinweisende Geste unsere Aufmerksamkeit just in dem Moment an eine bestimmte Stelle, in dem wir den Sinn eines Ausdrucks wie "hier" festlegen wollen. Und sobald wir diese Festlegung vollenden, sobald uns also buchstäblich vor Augen steht, wovon der Satz handelt, da ergibt sich im selben Atemzug auch der Wahrheitswert des fraglichen Satzes. (Zehn Sekunden später schon sind der Satz, sein Sinn und seine Verifikation unwiederbringlich verflossen, nur noch den Erinnerungen zugänglich – also anfällig für Irrtümer).

Schlicks doppelter Schachzug wirkt elegant. Mit ihm liefert Schlick eine einfache Antwort auf die Frage nach der hundertprozentigen Sicherheit der Konstatierungen – das war die mittlere der drei Fragen, mit denen ich den vorigen Abschnitt habe ausklingen lassen. Schlicks Antwort auf diese Frage lautet: Wenn die Feststellung des Sinns einer jeden Konstatierung mit ihrer Verifikation oder Falsifikation identisch ist, dann kann man sich in der richtigen Beurteilung der Konstatierungen nicht irren; unser Urteil über diese Sätze ist (im Moment ihrer Äußerung) bombensicher – so sicher wie im Fall der analytischen Sätze, bei denen ebenfalls Sinnfeststellung und Wahrheitsfeststellung Hand in Hand gehen.

Dass die Sicherheit der analytischen Sätze so wie die der Konstatierungen letztlich auf der Semantik der eingesetzten Ausdrücke beruht, halte ich für einen faszinierenden Gedanken. Schlick gibt diesem Gedanken meiner Ansicht nach nicht die bestmögliche Richtung, wie wir gleich sehen werden. (Später möchte ich zeigen, welche attraktivere Abzweigung seines Gedankenganges er haarscharf verpasst und warum er sich besser hätte dorthin wenden sollen).

V. Auf Abwegen in die Privatsprache

Wie eben angekündigt, folgen wir zunächst den Abwegen, auf denen sich Schlick verirrt. Schuld an der Verirrung trägt ein Einwand, dem er sich stellt. Er lautet: Selbst bei den angeblich bombensicheren analytischen Sätzen droht die Gefahr

von Irrtümern – könnte ich mich nicht darin irren, was die Ausdrücke aus dem analytischen Satz bedeuten?¹² Und derselbe Einwand drängt sich natürlich auch bei den Konstatierungen auf.

Schlicks Antwort auf den Einwand ist aus heutiger Sicht überholt. Er meint: Es kommt nicht darauf an, wie ich die Wörter früher verstanden habe (oder wie sie jetzt von anderen Mitgliedern meiner Sprachgemeinschaft verstanden werden). Wenn ich einen Satz beurteilen will, dann kommt es nur auf mein augenblickliches Verständnis seiner Wörter an, *hic et nunc*, und wie ich die Wörter genau jetzt verstehe, das weiß ich.¹³ Diese Antwort verstößt gegen die guten sprachphilosophischen Sitten, die seit Wittgensteins Privatsprachenargument in der Welt sind. Fast will es scheinen, als wäre folgende Bemerkung Wittgensteins aus *Über Gewissheit* direkt auf Schlick gemünzt:

306. [...] Weißt du aber, was das Wort "Hand" bedeutet? Und sag nicht "Ich weiß, was es *jetzt für mich* bedeutet" ([üG]:§306, meine Hervorhebungen).

In der Tat, Schlicks Antwort macht den augenblicklichen Sprecher zum uneingeschränkten Herrscher über alle augenblicklich gültigen Regeln seiner Sprache; Korrekturen von außen kann es in dieser Sicht nicht geben, und dadurch wird der Unterschied zwischen *scheinbar* richtiger Sprachverwendung und *wirklich* richtiger Sprachverwendung zerstört.

Ich bin nicht sicher, ob sich Schlick von dieser Attacke Wittgensteins groß hätte beeindrucken lassen. Immerhin sucht er nach Sätzen, bei denen kein Irrtum möglich ist. Vielleicht hätte er es begrüßt, wenn es bei eben diesen Sätzen keinen Unterschied zwischen scheinbar richtiger Sprachverwendung und wirklich richtiger Sprachverwendung gibt? Doch da sich Schlick zu diesem Thema nicht geäußert hat, lasse ich das verzwickte Thema privater Sprachen auf sich beruhen und komme im nächsten Abschnitt zu einem anderen Einwand gegen Schlicks Sicht der Dinge – zu einem anderen Einwand dagegen, sich darauf zurückzuziehen, dass ich mich im Moment der Verwendung einer Konstatierung nicht darum zu scheren brauche, ob ich mich richtig an meine frühere Verwendung der Ausdrücke aus der Konstatierung erinnere.

VI. Konstatierungen ohne Neuigkeitswert?

Bislang haben wir unsere Aufmerksamkeit auf den indexikalischen Teil der Konstatierung beschränkt, dessen Bezug ganz sicher erst im Augenblick ihrer Äußerung vollständig fixiert ist. Was ist mit den restlichen Ausdrücken, aus denen Konstatierungen zusammengesetzt sind? Hierüber sagt Schlick nicht viel. Sätze der Form *Hier jetzt so und so* könnten zwar – abgesehen von der Kopula, einer Form des Verbs *Sein* – ausschließlich aus indexikalischen Ausdrücken bestehen, wie in folgendem Beispiel:

(4) Hier [bin] jetzt *ich*.

Aber diesen extremen Fall erwähne ich nur, um ihn an die Seite zu legen. Laut Schlick sind solche Sätze Scheinsätze.¹⁴ Ich stimme ihm hierin nicht zu, will diese Sache aber lieber auf sich beruhen lassen, um stattdessen zu sehen, was mit den nichtindexikalischen Ausdrücken geschehen würde, wenn Schlick recht hätte. Wenn nämlich auch ein Ausdruck wie "gelb" aus Satz (2) einfach im Augenblick seiner Äußerung das bedeuten könnte, was ich darunter genau in diesem Augenblick verstehen möchte, dann verwandelt sich ein Satz wie

(2) Hier grenzt jetzt *gelb* an blau,

in eine ostensive Definition des Ausdrucks "gelb".¹⁵ Dem Satz kommt dann zwar dieselbe Bombensicherheit zu wie einem analytischen Satz – aber der Preis dafür ist zu hoch. Denn wenn Satz (2) wie eine ostensive Definition funktioniert, kann er weder dafür eingesetzt werden, eine neue inhaltliche Information zu übermitteln (er hätte so wenig Neuigkeitswert wie die analytischen Sätze). Noch hätte der Satz irgend etwas mit unserem Überzeugungssystem zu tun, an dessen Fundament er angeblich liegen soll. Im nächsten Abschnitt will ich erklären, wie sich Schlick diesen Zusammenhang vorgestellt hat und warum er ihn nicht wie gewünscht etablieren kann, wenn er an seiner verfehlten Sicht von Sätzen wie (2) festhält.

VII. Freude bei der Verifikation implizierter Konstatierungen

Über die logischen und erkenntnistheoretischen Beziehungen zwischen Konstatierungen und dem hypothetischen Bau unseres Überzeugungssystems habe ich bislang nur gesagt, dass Schlick kein Reduktionist, sondern wie Quine Holist ist.¹⁶ Beide stellen sich die Sache ungefähr so vor: Bringt man genug Hypothesen aus einem Überzeugungssystem zusammen, so impliziert deren Konjunktion eine Konstatierung, sie impliziert z.B., dass es jetzt hier gelb sein muss. Die implizierte Konstatierung lässt sich dann am Fundament überprüfen, durch Beobachtung. Trifft sie zu, so empfinden wir ein in sich wertvolles Gefühl der Befriedigung,¹⁷ und das spricht dann (provisorisch) für das hypothetische Überzeugungssystem, das die fragliche Konstatierung impliziert und uns zu dem erfreulichen Befriedigungsgefühl verholfen hat. Trifft die implizierte Konstatierung nicht zu, so bleibt das ersehnte Befriedigungsgefühl aus, Unzufriedenheit ist die Folge, und das wirft einen Schatten auf die Theorie, die daran schuld ist – auf das Überzeugungssystem, das die fragliche Konstatierung impliziert hat und dem es anzulasten ist, dass erfreuliche Gefühle ausbleiben.

Dieser schöne holistische Einsatz der hypothetisch-deduktiven Methode könnte nicht funktionieren, wie Schlick es sich vorstellt, wenn die deskriptiven Ausdrücke aus den (vom hypothetischen Überzeugungssystem implizierten) Konstatierungen erst im Augenblick ihrer Verwendung zu ihrem dann gültigen Sinn kämen. Denn nur, wenn die deskriptiven Ausdrücke in der (zeitlich flüchtigen) Konstatierung *dasselbe bedeuten* wie in den (zeitlich stabilen, hypothetischen) Überzeugungssystemen, nur dann kann die Konstatierung aus dem Überzeugungssystem logisch folgen; und nur dann kann sich das Gefühl der Befriedigung oder deren schmerzliches Ausbleiben aufs implizierende Überzeugungssystem übertragen.

Kurzum, wo Schlick dem Einwand begegnen will, Konstatierungen könnten deshalb unsicher werden, weil man sich vielleicht des Sinns ihrer Ausdrücke falsch erinnert, da übertreibt er die Ähnlichkeit zwischen indexikalischen Ausdrücken und nichtindexikalischen Ausdrücken. Was ein indexikalischer Ausdruck bezeichnet, steht erst endgültig im Moment seiner Verwendung fest, da

hat Schlick recht. Doch anders als Schlick gemeint hat, gilt nicht dasselbe bei den nichtindexikalischen Ausdrücken. Es darf sich nicht erst im Moment der Verwendung eines nichtindexikalischen Ausdrucks herausstellen, was der Sprecher damit zu bezeichnen wünscht. Sonst verwandeln sich (wie wir gesehen haben) Konstatierungen in ostensive Definitionen: bombensicher wie die analytischen Sätze, aber ohne jeden Neuigkeitswert.

Jetzt wirkt es so, als wäre es keine gute Idee, die Bombensicherheit der Konstatierungen mit derjenigen der analytischen Sätze zu identifizieren. Doch dieser missliche Anschein trügt. Denn dass die Sicherheit der Konstatierungen auf dieselbe Weise zustande kommt wie bei den analytischen Sätzen, lässt sich anders einsehen, als Schlick gedacht hat. Interessanterweise verfügt Schlick über alle Ressourcen, die er gebraucht hätte – er hat sie nur nicht richtig zusammengefügt. Ich will im nächsten Abschnitt vorführen, wie die Sache meiner Ansicht nach funktioniert, um im übernächsten Abschnitt die Ressourcen zu benennen, die Schlick zur richtigen Sicht der Dinge hätten führen können.

VIII. Ohne Wohlwollen keine Kommunikation

Beginnen wir mit den analytischen Sätzen. Wer fürchtet, dass man nicht einmal auf die Sicherheit analytischer Sätze bauen kann, der muss es für möglich halten, dass ein Streit über analytische Sätze ausbricht. Nur – was tun wir, wenn wirklich jemand kommt und einen Satz wie

(5) Alle Junggesellen sind unverheiratet,

bestreitet oder auch nur anzweifelt? Wir werden dann ganz sicher keinen Streit über die Sache anzetteln, keinen Streit über den Familienstand der Junggesellen. Vielmehr werden wir die Zweifel am analytischen Satz (oder seine Leugnung) wohlwollenderweise als Hinweis darauf deuten, dass unser Gegenüber die Wörter anders versteht als wir.¹⁸ Wer Satz (5) angreift oder bezweifelt, hat keine andere Meinung über Junggesellen als wir, sondern eine andere Sprache. Anders gesagt: Innerhalb ein und derselben Sprache – innerhalb unserer Sprache – kann kein Streit über Satz (5) aufkommen, daher verlassen wir uns auf diesen Satz blindlings. Er gilt so sicher, wie ein Satz nur gelten kann. Und dieses schöne

Ergebnis haben wir erreicht, ohne uns auf die dubiose Vorstellung einzulassen, dass wir den analytischen Satz just im Moment seiner Verwendung genau so verstehen, wie wir ihn dann gerade verstehen, ganz unabhängig von früheren Verwendungen und Verständnisweisen des Satzes.

Genau derselbe Gedanke funktioniert auch bei Schlicks Konstatierungen. Sind die Konstatierungen vielleicht von irgendeiner Unsicherheit bedroht? Dann müsste es sich vorstellen lassen, dass es in Echtzeit zum Streit über diese oder jene Konstatierung kommt. Nehmen wir also an, jemand widerspricht oder meldet Zweifel an, wenn wir angesichts des ersten Buchstabens im Logo eines bekannten schwedischen Möbelhauses sagen:

(2) Hier grenzt jetzt gelb an blau.

Und nehmen wir an, dass Widerspruch oder Zweifel bestehen bleiben, obwohl wir in aller Deutlichkeit auf die linke Kante des Schriftzugs IKEA weisen. Dann werden wir den Widerspruch gegen oder den Zweifel an unserer Konstatierung nicht so sehr als Hinweis darauf deuten, dass unser Gegenüber das grelle Gelb des bekannten Schriftzugs z.B. lila wahrnimmt oder das knallige Blau des Untergrunds rosa. Eher werden wir Widerspruch oder Zweifel als Hinweis darauf deuten, dass unser Gegenüber die Farbwörter anders versteht als wir.

Bestimmt ist Ihnen aufgefallen, dass ich mich eben etwas weniger ambitioniert ausgedrückt habe als vorhin bei den analytischen Sätzen. Denn eben habe ich nur behauptet, dass wir es *eher* als Hinweis auf Sprachverschiedenheit und *nicht so sehr* als Hinweis auf Meinungsverschiedenheit deuten, sollte wirklich jemand an unserer Konstatierung zweifeln oder ihr widersprechen, nachdem wir deutlich auf die linke Kante des schwedischen Logos gezeigt haben. Die beiden Abschwächungen, die ich jetzt kursiv hervorgehoben habe, hängen mit den Besonderheiten des betrachteten Beispiels zusammen. Unser Gegenüber könnte farbenblind sein oder farbverfälschende Kontaktlinsen tragen. Schlick hat – vermute ich – nicht an solche Fälle gedacht, und sie sind selten genug. Ich werde später überlegen, ob geeignetere Beispiele für Konstatierungen völlig frei von den Schwierigkeiten sind, die ich eben aufgeworfen habe.

Doch bevor ich das tue, möchte ich im nächsten Abschnitt mein Versprechen von vorhin einlösen und nachweisen, dass Schlick alle Ressourcen beisammen hatte, um die Sicherheit der Konstatierungen an die Sicherheit analytischer Sätze anzugleichen wie eben vorgeführt.

IX. Allein gegen alle?

Im letzten Abschnitt habe ich eine Überlegung angedeutet, der zufolge man die Sicherheit der Konstatierungen an die Sicherheit analytischer Sätze angleichen könnte, und zwar auf andere Weise, als Schlick vorschlägt. Laut meiner Überlegung können verschiedene Sprecher weder über analytische Sätze noch über Konstatierungen in inhaltlichen Streit geraten; kommen sie zu verschiedenen Urteilen über solche Sätze, dann ist dies ein Anzeichen dafür, dass sie einander nicht verstehen.

Wie gut passt diese Überlegung zu Schlicks Text? Zwar flirtet Schlick mit einer Möglichkeit, die auf den ersten Blick nicht zu meiner These zu passen scheint, dass kein inhaltlicher Streit über Konstatierungen aufkommen kann. Er schreibt:

Es wäre theoretisch denkbar, daß die Aussagen, welche alle anderen Menschen über die Welt machen, durch meine eigenen Beobachtungen in keiner Weise bestätigt würden. Es könnte sein, daß alle Bücher, die ich lese, und alle Lehrer, die ich höre, unter sich in vollkommener Übereinstimmung sind, daß sie einander nie widersprechen, daß sie aber mit einem großen Teil meiner eigenen Beobachtungssätze schlechthin unvereinbar sind.¹⁹

Doch er spürt selbst, dass er seine Karten überreizt hat und dass sein Gedankenspiel die Grenzen dessen übersteigt, was man sich vorstellen kann. Denn er fügt in Klammern hinzu:

Gewisse Schwierigkeiten würde in diesem Falle die Frage des Erlernens der Sprache und ihres Gebrauchs zur Verständigung bereiten, aber sie ließen sich beheben durch gewisse Annahmen darüber, an welchen Stellen allein die Widersprüche auftreten sollen.²⁰

Schlick gibt also zu, dass die Widersprüche zwischen den anderen und ihm selber nicht überall wüten können; sonst bricht die Sprache zusammen, und von inhaltlichen Widersprüchen kann keine Rede mehr sein. Wo genau können also

keine inhaltlichen Widersprüche zwischen Sprecher und Gemeinschaft auftreten? Einfach: bei den Konstatierungen und bei den analytischen Sätzen. Genau bei diesen Sätzen lassen sich Widersprüche und Zweifel nicht inhaltlich deuten, sondern nur als Anzeichen dafür, dass die Kommunikation nicht mehr funktioniert.

X. Inhaltlicher Streit über Eisen und Junggesellen

Ich möchte nun auf die Schwierigkeiten zurückkommen, die mit Farbenblindheit und farbverfälschenden Kontaktlinsen zu tun haben und die dagegen sprachen, jedweden Widerspruch gegen

(2) Hier grenzt jetzt gelb an blau,

als Anzeichen für den Zusammenbruch der Kommunikation zu deuten. Vorhin habe ich darauf verwiesen, dass Farbenblindheit, farbverfälschende Kontaktlinsen usw. vergleichsweise selten vorkommen. Fast immer deutet Streit über einen Satz wie (2) darauf hin, dass die Streitenden einander nicht verstehen – *fast* immer, aber nicht immer. Das spricht vielleicht dafür, Graustufen zuzulassen. Vielleicht lässt sich keine scharfe Grenze ziehen zwischen Hypothesen (aus den höheren Etagen unseres Überzeugungssystems) und Schlicks Konstatierungen (am Fundament).

Wie ich in den nächsten Abschnitten zeigen möchte, brauchen wir für die Schlick-Rekonstruktion vielleicht keine scharfe Grenze. Um seine Beispiele und Gegenbeispiele zu verstehen, reicht eine erkenntnistheoretische Ordnungsrelation der Form: Satz x ist *fundamentaler als* Satz y. Selbst mithilfe dieser Ordnungsrelation kann man sich wichtige empiristische Wünsche erfüllen. Mehr noch, man kann mit ihrer Hilfe nach Sätzen fahnden, deren Fundamentalität sich nicht übertreffen lässt – nach Sätzen stärkstmöglicher Fundamentalität. Ich werde im phänomenalistischen Ausblick dieses Aufsatzes plausibel zu machen versuchen, dass Schlick in dieser Richtung nicht beherzt genug vorwärtsgegangen ist.²¹

Wie sich die verschiedenen Beispielsätze graduell (nach Abstufungen an Fundamentalitätsstärke) ordnen lassen, will ich zuerst anhand von Sätzen vorführen, die – in der graduellen Redeweise – nicht fundamental *genug* sind. Das sind Sätze der Form: *Hier jetzt so und so*, die nicht als Konstatierungen im Sinne Schlicks durchgehen würden. Das erste solche Gegenbeispiel stammt von Schlick selbst:

(6) Hier ist jetzt Eisen.²²

Wer angesichts eines Stücks Eisen zu einem anderen Urteil über den Satz (6) kommt als wir, der muss nicht deshalb schon verdächtigt werden, dass er das Wort "Eisen" anders versteht als wir. Nein, derjenige könnte durchaus in inhaltlichem Widerspruch zu uns stehen, etwa weil seine Testverfahren anders ausgegangen sind als unsere (z.B. weil sein Magnet zu schwach war) oder weil er keine Eisentests durchgeführt hat oder weil er eine etwas andere Theorie des Eisens vertritt als wir oder weil er unsere Eisentheorie anzweifelt, ohne eine eigene zu haben.

Der Satz kann also zum Gegenstand inhaltlicher Streitigkeiten werden, daher ist er keine Konstatierung – in der neuen Redeweise ist der Satz nicht sonderlich fundamental. Etwas fundamentaler ist da schon der Satz:

(7) Das da ist ein Junggeselle.²³

Denn wer dem Satz angesichts einer Tulpe oder eines Sonnenuntergangs oder eines Knopfes oder einer Frau zustimmt, während wir ihm widersprechen, der versteht das Wort "Junggeselle" anders als wir. Trotzdem gibt es viele Fälle, bei denen der Satz je nach Sprecher unterschiedliche Urteile auf sich zieht, ohne dass dies als Anzeichen für den Zusammenbruch der Kommunikation zu deuten wäre – nämlich immer dann, wenn ein erwachsener Mann im Blickfeld ist. Dann nämlich lassen sich Streit und Zweifel über den Satz dadurch erklären, dass die verschiedenen Sprecher unterschiedliche Hintergrundinformationen über den Familienstand des betrachteten Mannes haben.²⁴ Der Satz ist also immer noch nicht fundamental genug.

XI. Kirchtürme zählen

Im letzten Abschnitt habe ich Sätze der Form *Hier jetzt so und so* ins Spiel gebracht, bei denen echte Meinungsverschiedenheiten vorkommen können. Solche Sätze sind (im Sinne eines graduellen empiristischen Fundamentalismus) nicht fundamental genug. Besser steht es in dieser Hinsicht mit folgendem Satz, dessen Wahrheit sich laut Schlick direkt aus der vergleichenden Konfrontation mit den Tatsachen ergibt, der also eine Konstatierung ausdrückt:

(8) Diese Kathedrale hat zwei Türme.²⁵

Wenn wir zusammen vor dem prächtigen Bau stehen, wie soll ich es dann erklären, dass Schlick zu einem anderen Urteil über den Satz gelangt als ich? Dafür gibt es mindestens drei grundverschiedene Möglichkeiten. Der Streit könnte sich erstens daran entzünden, ob der Bau wirklich als "Kathedrale" zu bezeichnen ist. Kathedralen sind Bischofskirchen (gleichgültig, ob der Bischofssitz noch am Ort liegt oder dort nur in der Vergangenheit lag); allerdings werden deutsche Bischofskirchen nicht *Kathedrale* genannt, sondern *Dom* oder *Münster* – nur zwei Bischofskirchen in Berlin heißen doch wieder *Kathedrale* (die St. Hedwigs-Kathedrale und die Christi-Auferstehungs-Kathedrale). Kurzum, eine Reihe historischer, sozialer und geographischer Hintergrundinformationen kommen ins Spiel, bevor ein prachtvoller Sakralbau mit Recht als Kathedrale tituliert werden kann. In dieser Hinsicht funktioniert das Beispiel wie Satz (7).

Aber auf solche kirchenrechtlichen Kleinigkeiten dürfte es Schlick kaum angekommen sein. Ihn interessierte offenbar nicht der Satzgegenstand (in Subjekt-Position) des Satzes (8), sondern das, was der Satz über seinen Gegenstand aussagt. Sollte der gemeinte Gegenstand keine Kathedrale sein, so fällt gleichsam die Geschäftsgrundlage für die Satzaussage weg, und man kann lange darüber philosophieren, ob der resultierende Satz dann falsch ist, ob er irgendeinen dritten Wahrheitswert hat oder ob er überhaupt als wahrheitswertfähige Aussage anzusehen ist. Darum ging es Schlick nicht. Tun wir also besser so, als hätte Schlick in seinem Beispiel einen Ausdruck verwendet, der weniger stark von Hintergrundinformationen abhängt, etwa "Kirche" oder noch besser "Haus".

Die zweite Ursache für Meinungsverschiedenheiten über den Satz beruht auf Streitigkeiten über die genaue Interpretation des kniffligen Ausdrucks "Turm". Schlick stand vielleicht in Salerno vor der Cattedrale di San Matteo, als er den Satz (8) mit der Wirklichkeit verglich. Einerseits steht südwestlich *neben* der Kathedrale ein schlanker Glockenturm; dazwischen ein Säulengang antiken Stils – soll man sagen und kann man sehen, dass die Kathedrale diesen Campanile "hat"? (*Hat* der Duomo Santa Maria Assunta den Schiefen Turm zu Pisa? Sicher; aber nicht in dem sichtbaren Sinne von *Haben*, in dem man sagt: Das Haus hat eine Tür. Bei freistehenden Glockentürmen verhält es sich anders als bei Türen, die ins Haus eingebaut sind, und anders als bei Türmen, die mit einer Kathedrale baulich verbunden sind. Wenn eine Kathedrale einen freistehenden Glockenturm hat, so ist das eine soziale Tatsache; der Glockenturm wurde für sie gebaut, er gehört zu ihr, und seine Glocken läuten, weil ihre Gottesdienste anfangen oder enden. Ohne Hintergrundinformationen kann man solche Sachverhalte nicht eruieren. Damit sind wir wieder auf den ersten Strang der Überlegung zurückgeworfen, der mit Hintergrundinformationen über Bischofssitze zu tun hatte. Abgesehen davon gibt es verschiedene Graustufen dessen, was es heißen kann zu sagen, dass ein Glockenturm mit einer Kathedrale "baulich verbunden" ist; im Fall der Kathedrale von Salerno ist es z.B. nicht klar, ob der Säulengang, der Glockenturm mit Kathedrale verbindet, noch zur Kathedrale hinzugehört. Meine Abbildung am Ende dieses Textes illustriert dasselbe Problem anhand der Kathedrale von Amalfi).

Andererseits sieht die westliche Kirchenfassade wie ein kopfstehendes Ypsilon aus, mit fett in den Himmel ragendem Bein, dem Kirchendach – aber *ist* diese Dachkonstruktion ein Turm? Wohl kaum; ein noch so steiles Dach ist noch lange kein Turm, selbst wenn es aus einem bestimmten Blickwinkel turmartig anmutet. Ich muss gestehen, dass ich auf eine geringere Turmzahl komme als Schlick: Null Türme (weder Dach noch Campanile) oder ein Turm (Campanile). Insbesondere kann ich mich nicht damit anfreunden, zwei so verschiedene Bau-Elemente wie Campanile und Dach unter einen einzigen Begriff wie "Turm" zu subsumieren; wenn ich von zwei Türmen reden höre, dann erwarte ich zwei gleichartige Türme, z.B. zwei schlank aufragende Türme.

Hier haben wir es offenbar mit einem Ausdruck zu tun, der in allerlei Grenzfällen nicht eindeutig fixiert zu sein braucht. Wenn Schlick über den Satz (8) zu einem anderen Urteil kommt als ich, dann beachtet er offenbar andere Regeln beim Gebrauch des Wortes "Turm"; er meint mit dem Wort nicht genau dasselbe wie ich. In dieser Hinsicht passt der Satz gut in unsere Reihe, die wir im letzten Abschnitt angefangen haben. Da solche semantischen Differenzen eine plausiblere Ursache für Streitigkeiten über den Satz bieten als im Fall des Satzes (7), wirkt Satz (8) fundamentaler als Satz (7).²⁶

XII. Gesichtsfelder

Im letzten Abschnitt haben wir uns mit erstens mit dem Ausdruck "Kathedrale" und zweitens mit dem Ausdruck "Turm" herumgeschlagen. Wie wir gesehen haben, kann man Streitigkeiten über die Anzahl von Kathedralentürmen erklären, indem man darauf verweist, dass die Streithähne einen dieser Ausdrücke unterschiedlich verstehen. Aber drittens können wir uns Streitigkeiten über den Satz vorstellen, deren Ausbruch nicht dafür spricht, dass die Streithähne gewisse knifflige Wörter unterschiedlich verstehen. Diese dritte Art von Streitigkeit hat nicht mit Feinheiten der Architektur von Sakralbauten zu tun, die im letzten Abschnitt zur Sprache gekommen sind; es sind Streitigkeiten, die auch bei anderen Sätzen ausbrechen können. Dennoch werde ich meine Betrachtung weiter an Schlicks Beispiel der Kathedralentürme ausrichten. Um mir bei dem Satz

(8) Diese Kathedrale hat zwei Türme,

zu widersprechen, könnten Sie sagen, dass die Kathedrale drei Türme hat und dass man den dritten Turm nicht sieht, weil er vom ersten verdeckt wird. Dann werden wir die Kathedrale zusammen umrunden.²⁷ Falls dann immer noch Streit über die Zahl der Türme besteht, so werde ich an Ihrer Verwendung des Wortes "zwei" zweifeln. Und das bedeutet: Wenn die Beteiligten genug Zeit haben, wird sich der inhaltliche Streit nicht lange halten können; inhaltlicher Streit über die Zahl der Türme wird also seltener sein als inhaltlicher Streit über den Familienstand eines vorbeilaufenden Mannes. Um einen Satz über die Turmzahl der Kathedrale noch

fundamentaler werden zu lassen als (8), können wir auf eine Formulierung zurückgreifen, die Schlick in seiner Konstatierung:

(3) *Im Gesichtsfeld* sind jetzt zwei gelbe Linien da,
einsetzt. Wir können nämlich sagen:

(9) Im Gesichtsfeld sind jetzt zwei Türme dieser Kathedrale.

Diesen Satz kann man nicht gut durch Verweis darauf anzweifeln, dass der dritte Turm vielleicht vom zweiten Turm verdeckt ist. Denn der Satz handelt ausdrücklich von der Zahl der Kirchtürme, die sich vom Standpunkt der Kirchbetrachter aus sehen und zählen lassen. Fast jeder Streit um den Satz ist ein Indiz fürs unterschiedliche Verständnis seiner Wörter. *Fast* jeder Streit, zugegeben. Welche inhaltlichen Streitigkeiten der Satz noch erlaubt und mithilfe welcher Umformulierungen sich der Streit um Inhalte immer weiter zurückdrängen lässt, will ich nun vorführen.

Die Kathedrale könnte am Horizont zu sehen sein, und möglicherweise hat der eine Kirchbetrachter bessere Augen als der andere.²⁸ Oder aber der Streit erklärt sich dadurch, dass die beiden Kirchbetrachter einen leicht unterschiedlichen Blickwinkel einnehmen, so dass der dritte (und sehr schmale) Turm für den einen Betrachter vom zweiten Turm verdeckt ist, für den anderen aber sichtbar. Um diesen Anlass für inhaltlichen Streit zu beseitigen, sollten wir anstelle des Satzes:

(9) Im Gesichtsfeld sind jetzt zwei Türme dieser Kathedrale,
bzw. anstelle seiner genaueren Fassung:

(10) In *unserem* Gesichtsfeld sind jetzt zwei Türme dieser Kathedrale,
besser folgendes formulieren:

(11) In *meinem* Gesichtsfeld sind jetzt zwei Türme dieser Kathedrale.

Dieser Satz ist fundamentaler als seine Vorläufer (9) und (10), denn man kann weniger leicht in inhaltlichen Streit über ihn geraten als bei seinen Vorläufern.²⁹ Kommt dem Satz daher stärkstmögliche Fundamentalität zu? Ist jeder Streit um den Satz als Streit um Worte aufzufassen? Sind also beim Satz (11) inhaltlicher

Streit und inhaltlicher Zweifel und inhaltlicher Irrtum völlig ausgeschlossen?
Mehr zu diesen Fragen in den nächsten Abschnitten.

XIII. Niemals können zwei Betrachter zur gleichen Zeit am selben Ort sein

Ich will jetzt einen genaueren Blick auf denkbare Streitigkeiten über den Satz (11) werfen, um zu zeigen, wie schwer es ist, sich einen inhaltlichen Streit über den Inhalt von Gesichtsfeldern vorzustellen. (Dass wir immer noch nicht am Fundament der Erkenntnis angekommen sind – immer noch nicht da, wo maximale Fundamentalität herrscht – werde ich im übernächsten Abschnitt plausibel zu machen versuchen). Ich beginne mit einer logisch-semantischen Bemerkung. Wer meinem Satz

(11) In meinem Gesichtsfeld sind zwei Türme dieser Kathedrale,
inhaltlich widersprechen will, wird natürlich nicht sagen:

(12) Aber nein, in *meinem* Gesichtsfeld sind drei Türme dieser Kathedrale.

Denn wer einem anderen bei ich-bezogenen Sätzen widersprechen will, muss die Personalpronomina entsprechend anpassen. Wenn ich Ihrem Satz: "*Mein* Motorrad hat zweihundert Pferdestärken", widersprechen will, muss ich sagen: "*Ihr* Motorrad hat keine zweihundert Pferdestärken". Genauso bei Gesichtsfeldern. Wenn Sie sich also mit mir über den Satz (11) zu streiten wünschen, werden Sie sagen:

(13) Das kann nicht sein, in Ihrem Gesichtsfeld sind jetzt nicht zwei Türme der Kathedrale.

Können Sie damit einen inhaltlichen Widerspruch zu meinem Satz (11) ausdrücken? Es ist alles andere als einfach, sich einen Fall auszumalen, wo Ihr widerstreitendes Urteil wirklich eine inhaltliche Meinungsverschiedenheit zwischen Ihnen und mir ausdrücken kann. Denn nehmen wir an, Sie sagten zu mir:

(14) Eben habe ich genau da gestanden, wo Sie jetzt stehen, und da habe ich drei Kirchtürme gesehen.

Dann bietet das immer noch keinen Widerspruch gegen meinen Satz, denn ich kann erwidern:

(15) *Jetzt* sind in meinem Gesichtsfeld zwei Türme dieser Kathedrale.

Und wenn wir der Sache auf den Grund gehen wollen, abermals Plätze tauschen und wenn Sie bei Ihrem Urteil bleiben, kann ich sagen:

(16) Was Sie *jetzt* schon wieder sehen, ist mir gleichgültig; meinem Satz von vor kurzem können Sie mir nie und nimmer widersprechen. Vielleicht wird Ihr "dritter Turm" immer dann im Kirchgiebel versenkt, wenn ich Ihren Blickwinkel einnehme!

Ich habe soviel Mühe auf diese Affaire verwendet, weil ich plausibel machen wollte, dass einem Satz wie

(11) In meinem Gesichtsfeld sind jetzt zwei Türme dieser Kathedrale, sehr starke Fundamentalität zukommt. Hat der Satz also stärkstmögliche Fundamentalität? Bevor ich diese Frage im übernächsten Abschnitt verneine, muss ich im nächsten Abschnitt klären, wo die vielzitierten Gesichtsfelder eigentlich liegen sollen – draußen in der Welt oder im Innern des cartesischen Erlebnisraumes?

XIV. Gesichtsfelder als Teil der Außenwelt

Der Satz, mit dem wir uns im letzten Abschnitt herumgeschlagen haben, handelt nicht unbedingt von den privaten Gesichtsfeldern der Phänomenalisten, nicht unbedingt von dem, was man das visuelle cartesische Erlebnisfeld nennen könnte. Denn in die Gesichtsfelder, von denen der Satz handelt, können sehr wohl verschiedene Leuten einblicken (nacheinander, nicht gleichzeitig). Und sie lassen sich in der Außenwelt ganz präzise eingrenzen, zumindest im Prinzip: Ich könnte meine Kopf- und Augenbewegungen einfrieren, könnte alle Bewegungen in meinem Gesichtsfeld anhalten lassen, dann genau die mir zugewandten *undurchsichtigen* Flächen der Gegenstände aus meinem Gesichtsfeld schraffiert anmalen lassen und schließlich genau die für mich *durchsichtigen* Teile der Gegenstände meines Gesichtsfelds in regelmäßiges Blinklicht tauchen lassen. Das Ergebnis dieser Aufführung wäre eine deutliche Markierung meines

Gesichtsfeldes zum Zeitpunkt seiner Erstarrung.³⁰ Und das so markierte Gesichtsfeld könnte bestehen bleiben, selbst wenn ich die Augen schliesse oder gar in Ohnmacht fiele.

Nun drängt sich der Gedanke auf, das gemeinsame Gesichtsfeld zweier Personen zu markieren, die nahe beieinander stehen. Wie das? Indem wir die Schnittmenge bilden: Wir betrachten nur die in *beiden* Gesichtsfeldern schraffierten Flächen, die dann bei doppelter Schraffur kariert erscheinen werden (vorausgesetzt, die Einzelschraffuren sind in unterschiedlicher Richtung angebracht). Und wir betrachten nur die bei beiden Gesichtsfeldern in Blinklicht getauchten durchsichtigen Objektteile, die dann also doppelt so schnell blinken werden (vorausgesetzt, in den einzelnen Gesichtsfeldern blinkt es phasenversetzt). Wenn wir also die Schnittmenge der beiden Gesichtsfelder markieren, dann wird sich das Resultat (im Vergleich zu den vollständigen Gesichtsfeldern der beiden Personen) an den Rändern verengen, in der Mitte aber nahezu unverändert bleiben.

Was passiert, wenn sich die zwei Personen über die Schnittmenge ihrer Gesichtsfelder streiten, also über Bestandteile der Gesichtsfelder, in die beide Einblick haben? Ist das immer ein Streit um Worte? Nein, nicht immer. Es gibt Ausnahmen. Ein Beispiel für solche Ausnahmen werde ich im nächsten Abschnitt vorführen.

XV. Drogen

Paul McCartney und George Harrison singen Wange an Wange den Chor zu einem Lied über Briefträger, da fliegt ein gestreifter Kuscheltiger auf die Bühne und bleibt direkt in der Mitte vor ihrem gemeinsamen Mikrophon liegen. Zwar nehmen die beiden Sänger nicht ganz präzise ein und denselben Blickwinkel ein, aber da sie förmlich spüren, wie nahe beieinander sie stehen, weiß der eine, dass das Gesichtsfeld des anderen *fast* denselben Anblick bietet wie das eigene; mindestens in der Mitte decken sich die beiden Gesichtsfelder. Wenn George Harrison in dieser Situation sagt:

(17) Inmitten meines Gesichtsfeldes ist etwas Gestreiftes,
und Paul McCartney im selben Atemzug erwidert:

(18) Inmitten Deines Gesichtsfeldes ist jetzt nichts Gestreiftes,
dann haben wir einen Fall, in dem der Meinungs austausch der beiden Sprecher
fast rettungslos zusammenbricht. Entweder macht einer der beiden Witze (was wir
nicht weiter zu betrachten haben). Oder der eine versteht manche Wörter aus dem
Satz nicht so wie der andere.

Kennern der Beat-Geschichte wird noch eine dritte Möglichkeit einfallen. Einer
der beiden Beatles steht unter Drogen. Diese Möglichkeit bietet stets die Gefahr
von Irrtümern über die Welt, ganz gleichgültig, wie fundamental der fragliche
Satz im Vergleich zu anderen ist.³¹ Zwar glaube ich nicht, dass wir uns mit
jemandem sprachlich verständigen können, der *immer* unter Drogen steht und
immer ganz andere Dinge im Gesichtsfeld zu haben behauptet als wir. Und
inhaltlich streiten können wir uns auch nicht mit demjenigen, der so viele Drogen
geschluckt hat, dass vom Urteilen und Behaupten keine Rede mehr sein kann.
Aber diese Überlegung betrifft keine gemäßigten Teilzeit-Drogenkonsumenten,
die sich an einer überschaubaren Menge von Halluzinationen erfreuen. Wer noch
halbwegs bei Sinnen ist und normalerweise zu denselben Urteilen über den Inhalt
seines vor ihm liegenden Gesichtsfelds kommt wie wir, nur heute nicht, der
benutzt und meint also die Wörter vielleicht wirklich so wie wir, auch heute. (Wie
einer seine Wörter regelmäßig benutzt und meint, lässt sich nicht punktuell
ermitteln und steht auch nicht punktuell fest; vielmehr erstreckt es sich über
längere Zeiträume).

Daraus schließe ich, dass Sätzen über Gesichtsfelder solange keine
stärkstmögliche Fundamentalität zukommt, solange wir die Gesichtsfelder als
nonprivate Teile der äußeren Welt auffassen. Im Ausblick werde ich andeuten,
warum es uns und Schlick helfen könnte, die Gesichtsfelder zu privatisieren.

XVI. Phänomenalistischer Ausblick

Wenn es hart auf hart kommt, braucht sich der Sprecher überhaupt nicht auf Behauptungen darüber festzulegen, was vor ihm im Gesichtsfeld liegt, draußen in der Außenwelt. Stattdessen könnte er sagen:

(19) Jetzt kommt es mir so vor, als wäre in meinem Gesichtsfeld etwas Gestreiftes.

Oder er könnte dem mehrdeutigen Satz:

(20) Ich sehe jetzt etwas Gestreiftes,

in dem *Sehen* entweder als Erfolgsverb eingesetzt wird oder nicht, eine eindeutige Lesart verleihen, ohne Annahmen über die äußere Existenz des Gesehenen:

(21) Ich habe jetzt visuelle Eindrücke von etwas Gestreiftem.

Das sind private Sätze, es sind die vielgescholtenen Sätze der Phänomenalisten. Worauf sollte Streit, Zweifel oder Irrtum hinsichtlich solcher Sätze beruhen? Die einzige Möglichkeit, die mir dazu einfällt, liegt im Streit um Worte. Vielleicht versteht der andere die Rede von "visuellen Eindrücken" so wie ich das Wort "Photos" – dann hätte er einen guten Grund, mir zu widersprechen.

Wer wie Schlick nach Sätzen sucht, die *völlig* frei sind von hypothetischen Elementen, der kommt meiner Ansicht nach nicht um phänomenalistische Sätze wie (19) und (21) herum.³² Um diese Sicht der Dinge zu verteidigen, müsste ich mehr leisten, als ich im Augenblick zu leisten vermag. Unter anderem wäre zu zeigen, wie sich die phänomenalistische Sprache lehren und lernen lässt, ohne die hundertprozentige Autorität des einzelnen über die Elemente seines Erlebnisraumes anzutasten; man müsste nicht nur die Unterschiede zwischen phänomenalistischer und Außenwelt-Sprache durchdenken, sondern auch die Kontinuitäten, Übergänge und Zusammenhänge zwischen beiden Sprachbereichen.³³

Was wir von der Außenwelt wahrzunehmen meinen, wäre laut dieser Sicht in Wirklichkeit ein Stück Theorie.³⁴ Es wäre eine Theorie, deren Hintergrundannahmen wir fast nie aussprechen und auch nicht auszusprechen

brauchen, weil wir damit äußerst erfolgreich sind. Wieder und wieder impliziert sie Konstatierungen über unsere Erlebnisse, die wir dann auch wirklich so erleben, wie es impliziert wurde: erfreulicherweise. Und da diese Erlebnisse privat sind, kann kein inhaltlicher Streit über sie aufkommen. Wer meinen phänomenalistischen Konstatierungen widerspricht, dem darf ich ungestraft zurufen: Ich sehe was, was Du nicht siehst.³⁵

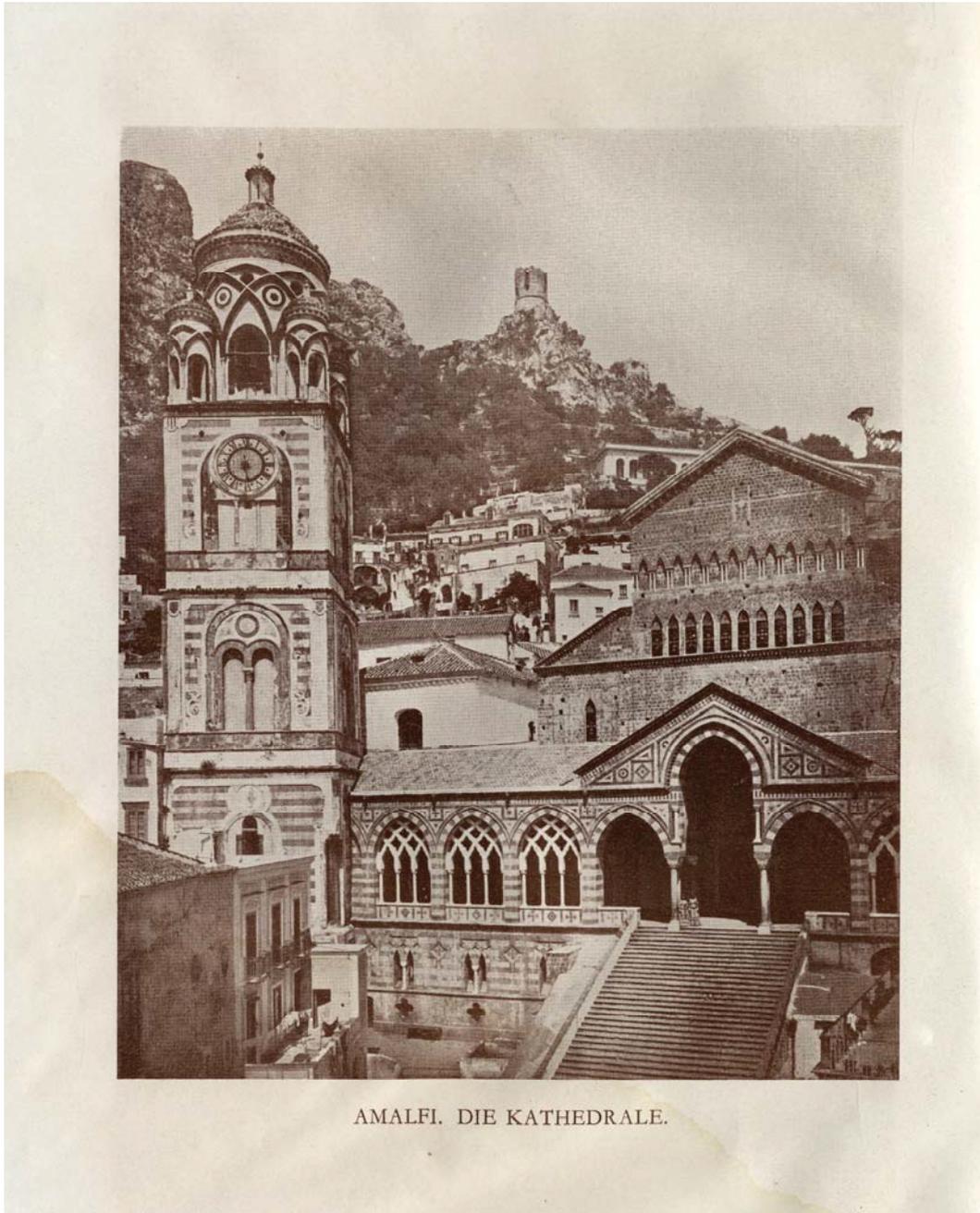


Abbildung: Die Kathedrale von Amalfi

Unser Bild ist ein Photo der Kathedrale von Amalfi, das zehn Jahre vor Schlicks Reise nach Amalfi aufgenommen wurde. Links sieht man den Glockenturm, der auf amorphe Weise über eine Art Kreuzgang mit der Kathedrale verbunden ist. Betrachten Sie rechts (oberhalb der Freitreppe) die Fassade, deren oberer Abschluss bei grober Betrachtung turmartig anmutet: Wieviel Türme kann man sehen? (Aus Max von Boehn: Italien. Ein Buch der Erinnerung. (Berlin: Klemm, 1925)).

Anmerkungen

- 1 Da man das Adjektiv "fundamental" im Deutschen nicht sinnvoll steigern kann, lässt meine Terminologie stilistische Wünsche offen; ihr Vorteil besteht darin, dass sie sich eng an Schlicks Terminologie anschließt. Unsere Sprache ist auf die graduelle Sichtweise nicht gut vorbereitet. Auch ein Ausdruck wie "beobachtbar" lässt sich nicht steigern, und die – durch Quine angeregte – Rede von "beobachtungsnah, beobachtungsnäher" ist bei Lichte besehen eine seltsame Hybride.
- 2 Schlick lehnt die Kohärenztheoretische Sicht ab, siehe Schlick [üFE]:295-298.
- 3 Wenn ich recht sehe, ist diese Kritik z.B. von Davidson und McDowell vorgebracht worden, siehe Davidson [oVlo] und McDowell [MW]. Ich danke Jan Gertken dafür, dass er mich mithilfe eines ausführlichen Elegramms von Formulierungen abgehalten hat, in deren Licht das Fundament unserer Erkenntnis nicht-doxastisch wirken musste.
- 4 Quine hat seinen Holismus immer wieder deutlich herausgestrichen, wenn auch im Laufe der Jahre abgeschwächt, vergl. Quine [TDoE]:41/2 mit Quine [FMoE]:70/1; [PoT]:13/4; [TDiR]:268, 272.
- 5 Siehe z.B. Schlick [üFE]:303; hier spricht Schlick im Plural von Hypothesen, aus denen die Fundamentalsätze folgen; er macht auf die Pluralform nicht eigens aufmerksam und schreibt dann so weiter, als hätte er die Pluralform gleich wieder vergessen. Holistisch gibt sich Schlick schon früher, siehe Schlick [AE]:51, 67/8, 149/50, im Unterschied zu den eher reduktionistischen Passagen [AE]:72, 149. Dieselbe Spannung zeigt sich zwischen Schlicks holistischen Aussagen in [PPii]:117, 122, 124 und ihren reduktionistischen Gegenstücken in [PPii]:111-115, 168/9. Diese Belege sprechen keine völlig eindeutige Sprache; vielleicht hat sich Schlick gleichzeitig zu einem *semantischen* Reduktionismus und zu einem *erkenntnistheoretischen* Holismus hingezogen gefühlt? Das wäre seltsam; wer die theoretischen Terme der Naturwissenschaften semantisch auf Beobachtungsterme zu reduzieren weiß, der kann die theoretischen Sätze zumindest im Prinzip unholistisch überprüfen, reduktionistisch also.
- 6 Siehe Schlick [üFE]:298, 304. Manchmal spricht Schlick auch von "Beobachtungsurteilen" oder "Beobachtungssätzen" (siehe [üFE]:304). Den Kontrastbegriff "Hypothese" führt er ein in [üFE]:303.
- 7 Schlick [üFE]:308. Schlick redet dort nur von der Feststellung der Wahrheit (Verifikation), nicht von der Feststellung des Wahrheitswerts (Verifikation *oder Falsifikation*). Aus dem Kontext ergibt sich, dass er beide Fälle im Spiel haben muss, siehe z.B. Schlick [üFE]:304.
- 8 Schlick [üFE]:308.
- 9 Schlick [üFE]:308.
- 10 Ich habe diesen Satz aus einem Dialog (zwischen Schlick und einem Physiker) herausdestilliert, dessen entscheidende Wörter ich jetzt kursiv hervorhebe: "Nehmen wir an, ein Physiker wünscht, daß ich irgendeinen Versuch nachprüfe. Er läßt mich durch ein Fernrohr in seinem Laboratorium schauen und fragt: 'Was ist *jetzt im Gesichtsfeld?*' Ich antworte (wir wollen annehmen: wahrheitsgemäß): '*Es sind zwei gelbe Linien da.*' " (Schlick [üK]:232). Wie wollte Schlick das letzte Wort aus dem letzten Satz verstanden wissen? Dass zwei Linien "da sind", könnte heißen, dass sie existieren – gleichgültig, wo genau im Gesichtsfeld. Das wäre die englische Lesart des Satzes, parallel zu der englischen Konstruktion "There are ..." (Die Lesart liegt nicht fern, wenn man bedenkt, dass Schlicks Frau Amerikanerin war und dass die beiden Eheleute viel Englisch miteinander gesprochen haben, siehe van de Velde-Schlick [MSMF]:16). Auf Deutsch liegt eine andere Lesart nahe – eine Lesart, die man als indexikalische Lesart bezeichnen könnte. Ihr zufolge muss das Wort "da" so wie "hier" aus Satz (1) und (2) mit einer hinweisenden Geste verbunden werden, um vollständig interpretiert werden zu können. Diese Lesart passt besser zu Schlicks Gedankengang, sie müsste aber meiner Ansicht nach

eher so ausgedrückt werden, wie ich es oben getan habe, unter Missachtung der genauen Wortstellung, die Schlick verwendet hat.

- 11 Siehe Schlick [üFE]:308.
- 12 Siehe Schlick [üFE]:306/7.
- 13 Siehe Schlick [üFE]:307/8.
- 14 Schlick [üFE]:300/1. Siehe auch [AE]:79.
- 15 Ich habe hier den Ausdruck "gelb" kursiv hervorgehoben, um daran zu erinnern, dass ich mich in meiner Betrachtung auf diesen Ausdruck konzentriert habe. Natürlich hätte ich mich auch auf den Ausdruck "blau" aus (2) konzentrieren können oder auf den Ausdruck "grenzt an". Dann hätte ich sagen müssen, dass Satz (2) einen dieser Ausdrücke ostensiv definiert. Und wenn ich mich auf alle drei Ausdrücke gleichzeitig hätte konzentrieren sollen? Dann hätte ich sagen müssen, dass der Satz für alle drei Ausdrücke eine *partielle* ostensive Definition liefert.
- 16 Belege oben in Endnote 4 und 5.
- 17 Siehe Schlick [üFE]:304-306.
- 18 Dieser Einsatz des Prinzips wohlwollender Interpretation ist nicht neu. Obwohl das Prinzip erst nach Schlicks Ermordung einen Namen erhalten hat ("principle of charity"), ist Schlick ihm erstaunlich nahegekommen, siehe Abschnitt IX. Zudem ist es schon länger in der Welt. Ich habe seine Geschichte – von Frege und Wittgenstein über Wilson, Quine, Davidson, Grandy bis zu Williamson – anderswo nachgezeichnet, siehe O.M., *Moralische Beobachtung und andere Arten ethischer Erkenntnis* ([MBAA]:III §16).
- 19 Schlick [üFE]:301/2.
- 20 Schlick [üFE]:302. Derselbe Gedanke blitzt weiter unten noch einmal auf: "[...] ich würde sagen, daß die anderen eben in einer anderen Welt als ich leben, die mit der meinigen *nur gerade so viel gemeinsam hat, daß eine Verständigung durch dieselbe Sprache möglich ist*" (Schlick [üFE]:302, mein Kursivdruck).
- 21 Könnte sich ein fundamentalistischer Empirist damit abfinden, dass es keine Sätze von stärkstmöglicher Fundamentalität gibt? Könnte er sich ohne Superlativ mit einer Relation "fundamentaler als" zufriedengeben? Also mit einer Relation, die niemals zum Maximum führt, genauso wenig wie die mathematische Relation "größer als" über offenen Intervallen reeller Zahlen? – Oder droht dann ein Rückfall in die kohärentistische Sicht der Dinge? Ich glaube nicht. Gegner kohärentistischer Luftschlösser hoffen auf irgendeinen äußeren Faktor, der unsere Überzeugungssysteme mit beeinflusst. In der graduellen Sicht der Dinge könnte man diesen Faktor so fassen: Jeder Überzeugung wird ein Fundamentalitätsgrad zwischen 0 und 1 zugeordnet; dann ist Überzeugungssystem A *ceteris paribus* besser als Überzeugungssystem B, wenn für A die Summe der Fundamentalitätsgrade größer ist als für B. (Der Empirist Quine hat eine ähnliche Sicht vertreten, er spricht von Graden an Beobachtungsnähe, siehe z.B. Quine [WO]:42, [PoT]:3).
- 22 Schlick [üK]:233.
- 23 Quines Beispiel, siehe [WO]:42.
- 24 Quine spricht von "collateral information", siehe [WO]:42.
- 25 Schlick schreibt: "Als ich im Frühjahr des vorigen Jahres, sorglos auf einem Balkon sitzend, der auf die blaue Bucht von Salerno hinausschaut, meinen kleinen Aufsatz über das »Fundament der Erkenntnis« schrieb, [...] Ich fand z. B. in meinem Baedeker den Satz: »Diese Kathedrale hat zwei Türme«; ich konnte ihn mit der ›Wirklichkeit‹ vergleichen, indem ich die Kathedrale anschaute, und dieser Vergleich überzeugte mich, daß Baedekers Aussage wahr war" (Schlick [TA]:223). Schlick ist hier ziemlich unpräzise. Erstens erwähnt er nicht, auf welcher Seite welcher Ausgabe des *Baedeker* der Satz stand. Der Satz wollte sich weder in der Ausgabe aus dem Jahr 1899, die Schlick nachweislich besessen hat, finden lassen noch in der damals aktuellsten Ausgabe aus dem Jahr 1929,

die er sich zur Vorbereitung der Reise 1934 vielleicht auch noch angeschafft hat (Baedeker [IvAb], [USSM]). Abgesehen davon darf zweitens *Baedekers* Demonstrativ-Pronomen "Diese" nicht so verstanden werden wie anderswo in Schlicks Text. Denn Bücher können nicht so ohne weiteres in die Welt zeigen, um ihren indexikalischen Ausdrücken Sinn zu verleihen; Bücher können nur innerhalb ihrer selbst auf etwas zeigen. Den Kontext des Satzes stelle ich mir ungefähr so vor: "In Salerno erhebt sich die *Cattedrale di San Matteo*. Diese Kathedrale hat zwei Türme". Aber wie gesagt, solche Sätze stehen offenbar nicht im *Baedeker*. Vermutlich hat sich Schlick den Satz ausgedacht.

- 26 Im Vorübergehen nenne ich weitere denkbare Gründe dafür, dass Baedeker oder Schlick zu einem anderen Ergebnis gekommen sind als ich. Im Laufe ihrer langen Geschichte wurde die ursprünglich romanische Kathedrale mehrmals umgebaut; insbesondere bekam sie im Barock eine Reihe von Zutaten, die in den dreißiger und fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts wieder beseitigt wurden. Schlick dürfte die Kathedrale *zwischen* (und der Baedeker-Autor *vor*) diesen beiden Rückbau-Phasen gesehen haben. Vielleicht trat Schlick in dem Moment auf den Plan, in dem die Kathedrale barocke Turmzutaten hatte, die jetzt wieder fehlen? Oder hat Schlick nicht bemerkt, dass die barocken Turmzutaten, die der Baedeker-Autor gesehen hatte, schon wieder beseitigt waren? (Getreu dem alten Motto der DuMont-Reiseführer: *Man sieht nur, was man weiss*). Die ganze Affaire wird noch verzwickter, weil die Kathedrale möglicherweise zwischenzeitlich von einer Kuppel gekrönt wurde. Wann und warum die Kuppel verschwunden ist und ob es sie überhaupt jemals gegeben hat, habe ich bislang nicht herausfinden können; vielleicht fiel sie dem eben erwähnten Rückbau zum Opfer. Gehörte Schlick zu denjenigen, die Kuppeln misslicherweise als Türme bezeichnen? – Oder stand Schlick vielleicht vor einer anderen Kathedrale? Schlick erwähnt zwar im Umfeld des Satzes (8) die Bucht von Salerno (siehe vorige Endnote). Aber am Golf von Salerno gibt es außer der *Cattedrale di San Matteo* auch noch die Kathedralen von Ravello und Amalfi. Und in einem Brief an Carnap vom 16.4.1935 schreibt er: "Man muss bedenken, dass ich das MS [des Aufsatzes [üFE] – O.M.] auf einem *Balkon in Amalfi* schrieb, wie es mir gerade in den Sinn kam [...]" (mein Kursivdruck). Zudem ist die Reise nach Amalfi in einem Brief kurz vor Abreise aus Wien und in einem Brief kurz nach Rückkehr belegt (Schlick an Carnap, 25.3.34 und 13.5.1934). Zwar schrieb er im ersten dieser Briefe, dass er Amalfi nach Süden verlassen werde, und dazu muss man erst einmal ostwärts Richtung Salerno, aber ob er wirklich in Salerno Station gemacht und Kirchtürme gezählt hat, geht aus Schlicks Briefen nicht hervor. Kurz und gut, er könnte die Kathedrale von Amalfi vor Augen gehabt haben, als er Satz (8) verifizierte. Aber das ändert an meinem Problem nichts. Obwohl sich beide Kathedralen in vielem unterscheiden, geben sie dem Kirchturmzähler dieselben Rätsel auf: aufragendes Kathedralendach und unabhängiger Glockenturm, der allenfalls auf amorphe Weise über einen Kreuzgang mit der Kathedrale verbunden ist.
- 27 Beim Umrunden der Kathedrale könnte sich auch herausstellen, dass der Glockenturm viel zu weit von der Kathedrale entfernt ist, um als Turm der Kathedrale zu gelten; er war dann nur dem Anschein nach ein Turm, den die Kathedrale hat. – Dass man bei der Verifikation von Sätzen über die Anzahl von Türmen, Fenstern usw. zuweilen mehr tun muss, als passiv hinzuschauen, habe ich aus der Magisterarbeit von Olaf Melchior gelernt, siehe [SW]:18/9.
- 28 Vielleicht bieten Schiffe am Horizont oder unklare Sicht einen Grund dafür, dass Schlick folgenden Satz überraschenderweise nicht als Konstatierung gelten lässt: "Ich sehe [jetzt dort – O.M.] ein Schiff mit drei Masten" (Schlick [üK]:233). Aber ich bin nicht sicher, ob das die Richtung ist, in der Schlick die Sache verstanden wissen wollte. Denn im eben zitierten Satz über die Schiffe kommt – anders als in Schlicks Satz (8) – ein ausdrücklicher Verweis auf den sehenden Sprecher vor, in Form des Worts "ich". Schlick wollte diesem Wort keine große erkenntnistheoretische Bürde aufladen. Das ergibt sich z.B. aus der Briefpassage (1) eines Schreibens Schlicks an Ludovico Geymonat vom 2.1.1936,

auf die mich Olaf Engler aufmerksam gemacht hat. – Ob das die Sache entscheidet, ist freilich nicht klar. Mehr dazu in der nächsten Endnote sowie in Endnote 32.

- 29 Wenn Schlick diesem Gedankengang folgen würde, dann müsste er Formen des Worts "ich" ins Spiel bringen, sobald er den Grad der Fundamentalität steigern möchte, etwa bei der Rede über Kirchtürme (siehe den Übergang von Satz (9) zu Satz (11)). Und das will nicht recht dazu passen, dass Schlick den Satz "*Ich* sehe ein Schiff mit drei Masten" vielleicht deshalb nicht als Konstatierung durchgehen lassen will, weil darin das Wort "ich" vorkommt (wie in der vorigen Endnote vermutet). Wenn ein Satz über Kirchtürme mit Verweis auf "mein Gesichtsfeld" fundamentaler ist als derselbe Satz ohne diesen Verweis, dann müsste dasselbe auch bei Schiffsmasten gelten; auch der Satz "In meinem Gesichtsfeld ist ein Schiff mit drei Masten" müsste fundamentaler sein als der Satz "Da ist jetzt ein Schiff mit drei Masten". Wie passt das zu Schlicks Klassifikation seiner Beispiele? Und wie passt es zu Schlicks Behauptung, dass in den Konstatierungen niemals von Wahrnehmungen die Rede sei? (Schlick [üFE]:309). Nicht gut; immerhin ähnelt Schlicks eigener Satz "*Ich sehe* ein Schiff mit drei Masten" (den er nicht als Konstatierung durchgehen lassen will) meinem Satz "*In meinem Gesichtsfeld* ist ein Schiff mit drei Masten" (dem ich, wie gesagt, starke Fundamentalität zuschreibe, und zwar im Einklang mit Schlicks Klassifikation des gleichgebauten Satzes (3)). Die beiden Sätze unterscheiden sich nur noch in Nuancen; der zweite Satz ist sozusagen ein bisschen außenwelthaltiger als der erste. (Am Ende des nächsten Abschnittes werde ich Raum für die Möglichkeit schaffen, dass der zweite Satz selbst dann wahr sein könnte, wenn die Augen des Sprechers geschlossen sind; der Satz besagt also soviel wie "Ich *kann* jetzt – wenn ich will und die Augen öffne – ein Schiff mit drei Masten sehen". Und im phänomenalistischen Ausblick meiner Betrachtungen werde ich dafür plädieren, außenweltfreien Sätzen wie "Ich sehe ..." stärkstmögliche Fundamentalität zuzuschreiben).
- 30 Die Konstruktion lässt sich verfeinern. So sehe ich der Einfachheit zuliebe davon ab, dass mein Gesichtsfeld keine scharfen Grenzen hat, sondern an den Rändern verschwimmt.
- 31 An diese Tatsache hat mich Niko Strobach erinnert.
- 32 Schlick hat anderswo mindestens zwei weitere Kriterien für Konstatierungen bzw. Fundamentalsätze aufgestellt, die gut zu meinem phänomenalistischen Ausklang passen. Sie lauten: (i) Wer einem Fundamentalsatz den Ausdruck "Ich weiß, dass ..." voranschickt, ändert dadurch nichts am Sinn des Satzes (Schlick [üK]:233); (ii) Man kann in einen Fundamentalsatz keine Ausdrücke wie "Mir scheint", "vielleicht" usw. einstreuen, ohne dadurch Unsinn zu erzeugen (Schlick [üK]:232/3). Im Lichte dieser Kriterien erweist sich ein Satz wie "Mir scheint, dass die Kathedrale zwei Türme hat" als Konstatierung. Denn dieser Satz hat denselben Sinn wie "*Ich weiß*, dass mir scheint, dass die Kathedrale zwei Türme hat" – hier greift also Kriterium (i). Und der Satz "*Vielleicht* scheint mir, dass die Kathedrale zwei Türme hat" ist Unsinn – hier greift Kriterium (ii). Schlick bringt noch ein drittes Kriterium, das mich verwirrt und das weniger gut zu meinem phänomenalistischen Ausklang passt: (iii) Wer in einen ehemals als Fundamentalsatz verwendeten Satz Ausdrücke wie "Mir scheint", "vielleicht" usw. einstreut, verwandelt dadurch den Sinn des ursprünglichen Satzes in eine Hypothese (Schlick [üK]:233). Das Kriterium kann nicht funktionieren, wenn man es auf Sätze anwendet, in denen schon Ausdrücke wie "Mir scheint", "vielleicht" usw. vorkommen; denn ihre Verdoppelung liefert Unfug (gemäß Kriterium (ii)). Offenbar hatte Schlick Sätze im Auge, in denen jene Ausdrücke nicht vorkommen, wie z.B. (2) "Hier grenzt jetzt gelb an blau". Und seine Idee lautete offenbar: Wenn man jene Ausdrücke in einen Satz wie (2) einstreuen kann, ohne Unsinn zu erzeugen, dann nur dadurch, dass man den konstatierenden Charakter des

Satzes unterderhand verändert – indem man doch mit dessen Irrtumsanfälligkeit rechnet, etwa deshalb, weil die Farben verfälscht sein könnten.

(Die drei Kriterien weisen übrigens nicht immer in dieselbe Richtung, wie sich an Schlicks Satz "Ich sehe ein Schiff mit drei Masten" demonstrieren lässt, den ich oben in Endnoten 28 und 29 besprochen habe. Nach Kriterium (i) wäre der Satz ein Fundamentalsatz, nach Kriterien (ii) und (iii) dagegen nicht).

- 33 Diese Aufgaben gehören in ein größeres Projekt: in den Versuch, mit den Mitteln der modernen Sprachphilosophie herauszuarbeiten, wie sich der Leib/Seele-Dualismus am besten fassen und verteidigen lässt. Warum sich dieser Versuch lohnen könnte, habe ich anderswo angedeutet, siehe O.M.: "Jenseits" ([J]) sowie "Gott, Freiheit und Unsterblichkeit: Drei Postulate der Unvernunft?" ([GFU]).
- 34 Diesen Gedanken hat meines Wissens als erster Ramsey in aller Schärfe formuliert, siehe Ramsey [T].
- 35 Unter diesem Titel habe ich am 28. September 2007 vor dem *Ersten Rostocker Schlick-Symposion* einen Vortrag gehalten. Ungefähr die Hälfte der Grundideen jenes Vortrags haben die nachfolgende Diskussion überlebt, sie bilden das magere Gerippe der vorliegenden Ausarbeitung. Ich danke allen, die mich davon abgehalten haben, mich mit der anderen Hälfte des Vortrags zufriedenzugeben; insbesondere ziehe ich dessen Teile, die mit Quine zu tun hatten, in aller Form zurück – es gilt das geschriebene Wort. Ich danke Anna Welpinghus für ein gutes Dutzend hilfreicher Kommentare zu einer früheren Fassung dieses Aufsatzes. Dank an sie, Wolfgang Carl und Johannes Müller für wertvolle Hinweise über süditalienische Kathedralen sowie an Mathias Iven für erfolgreiche Suche nach Schlick-Briefen zum selben Thema.

Literatur

- Baedecker, Karl [IvAb]: *Italien von den Alpen bis Neapel. Kurzes Reisehandbuch.* (Leipzig: Verlag von K. Baedecker, 4. Auflage 1899).
- [USSM]: *Unteritalien, Sizilien, Sardinien, Malta, Tripolis, Korfu – Handbuch für Reisende.* (Leipzig: Verlag von K. Baedecker, 16. Auflage 1929).
- Davidson, Donald [IiTI]: *Inquiries into truth and interpretation.* (Oxford: Clarendon Press, 1984).
- [oVIo]: "On the very idea of a conceptual scheme". In Davidson [IiTI]:183-198. [Erschien zuerst 1974].
- Engler, Fynn Ole / Iven, Mathias (eds) [MS]: *Moritz Schlick: Leben, Werk und Wirkung. Schlickiana, Band I.* (Berlin: Parerga, voraussichtlich 2008).
- Melchior, Olaf [SW]: *Sinn und Welt. Empirische Begriffe und der Weltbezug der Wahrnehmung.* (Magisterarbeit im Fach Philosophie; Philosophische Fakultät I der Humboldt-Universität zu Berlin, 2007).
- McDowell, John [MW]: *Mind and world.* (Cambridge / Massachusetts: Harvard University Press, 1994).
- Müller, Olaf [MBAA]: *Moralische Beobachtung und andere Arten ethischer Erkenntnis. Plädoyer für Respekt vor der Moral.* (Paderborn: Mentis, 2008).
- [GFU]: "Gott, Freiheit und Unsterblichkeit: Drei Postulate der Unvernunft?" In Rami (ed) [RWE]. (Voraussichtlich 2009; im Erscheinen). (Im Netz zu finden unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:11-100196799>).
- [J]: "Jenseits. Eine metaphysische Provokation für Naturalisten". In Sukopp et al (eds) [N]:137-154. (Im Netz zu finden unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:11-100192331>).
- Quine, Willard Van Orman [fLPo]: *From a logical point of view.* (Cambridge / Massachusetts: Harvard University Press, second edition, revised, 1961).
- [FMoE]: "Five milestones of empiricism". In Quine [TT]:67-72.
- [iPoO]: "In praise of observation sentences". *The Journal of Philosophy* XC No. 3 (March 1993), pp. 107-116.
- [PoT]: *Pursuit of truth.* (Cambridge / Massachusetts: Harvard University Press, revised edition 1992). [Erschien zuerst 1990].
- [TDiR]: "Two dogmas in retrospect". *Canadian Journal of Philosophy* 21 No. 3 (September 1991), pp. 265-274.
- [TDoE]: "Two dogmas of empiricism". In Quine [fLPo]:20-46. [Erschien zuerst 1951].
- [TT]: *Theories and things.* (Cambridge / Massachusetts: Harvard University Press, 1981).
- [WO]: *Word and object.* (Cambridge / Massachusetts: MIT Press, 1960).
- Rami, Adolf (ed) [RWE]: *Realismus, Wahrheit und Existenz.* (Berlin: de Gruyter, voraussichtlich 2009; im Erscheinen).
- Ramsey, Frank Plumpton [F]: *Foundations: Essays in philosophy, logic, mathematics and economics.* (D.H. Mellor (ed); Atlantic Highlands: Humanities Press, 1978).
- [T]: "Theories". In Ramsey [F]:101-125. [Erschien zuerst 1931].
- Schlick, Moritz [AE]: *Allgemeine Erkenntnislehre.* (Berlin: Springer, zweite veränderte Auflage 1925). [Erschien zuerst 1918].
- [GA]: *Gesammelte Aufsätze. 1926-1936.* (Wien: Gerold, 1938).
- [PL]: *Philosophische Logik.* (Bernd Philippi (ed); Frankfurt / Main: Suhrkamp, 1986).
- [PPii]: *Die Probleme der Philosophie in ihrem Zusammenhang. Vorlesung aus dem Wintersemester 1933/34.* (Henk L. Mulder, Anne J. Kox, Rainer Hegselmann (eds); Frankfurt / Main: Suhrkamp, 1986).
- [TA]: "Tatsachen und Aussagen". In Schlick [PL]:223-229. [Erschien zuerst auf Englisch 1935].
- [üFE]: "Über das Fundament der Erkenntnis". In Schlick [GA]:289-310. [Erschien zuerst 1934].
- [üK]: "Über "Konstatierungen" ". In Schlick [PL]:230-237. [Erschien zuerst auf Französisch 1935].
- Sukopp, Thomas / Vollmer, Gerhard (eds) [N]: *Naturalismus: Positionen, Perspektiven, Probleme.* (Tübingen: Mohr Siebeck, 2007).
- van de Velde-Schlick, Barbara Franziska Blanche [MSMF]: "Moritz Schlick, my father". In Engler et al (eds) [MS]:15-22.

Über den Verfasser

Olaf L. Müller, geb. 1966, studierte Philosophie, Mathematik, Informatik und Ökonomie in Göttingen. Forschungsaufenthalte in Los Angeles, Krakau, Harvard. Seit 2003 hat er an der Humboldt-Universität zu Berlin den Lehrstuhl für Naturphilosophie und Wissenschaftstheorie inne. Er veröffentlichte Bücher über Sprachphilosophie (*Analytische Sätze*, Paderborn 1998), Erkenntnistheorie (*Hilary Putnam und der Abschied vom Skeptizismus*, Paderborn 2003), metaphysische Spekulation (*Metaphysik und semantische Stabilität*, Paderborn 2003) und Moralphilosophie (*Moralische Beobachtung*, Paderborn 2008). Aufsätze über Farben, Pazifismus und Freiheit. Mehr im Netz unter Www.GehirnImTank.De.